

MAREN GOTTSCHALK

FACTORY MAN

Die Lebensgeschichte des

**ANDY
WARHOL**

**BELZ
& Gelberg**

Leseprobe aus: Gottschalk, Factory Man, ISBN 978-3-407-81207-0

© 2015 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81207-0>

Prolog

Die berühmteste Suppendose der Welt

Am 9. Juli 1962 eröffnet Galerist Irving Blum in Los Angeles eine Ausstellung, die Geschichte schreiben wird, was aber damals noch keiner ahnt. Es gibt auch keine richtige Vernissage, keine Party mit Sekt, Häppchen und schicken Leuten. Der Künstler ist nicht mal anwesend. Denn Andy Warhol, 33 Jahre alt und erfolgreicher Werbegrafiker in New York, hält es nicht für nötig, den weiten Weg bis nach Kalifornien auf sich zu nehmen. Irving Blum hat deshalb nur ein paar Einladungskarten verschickt. Das Motiv auf der Rückseite: eine Suppendose.

Denn genau das zeigt die Ausstellung: 32 Bilder, jedes 50 × 40 Zentimeter groß, lehnen auf schmalen Regalbrettern an den Wänden der *Ferus Gallery*. Sie alle zeigen auf den ersten Blick dasselbe: eine Suppendose der Marke *Campbell's*, mit Acrylfarbe auf Leinwand gemalt und mit dünnen Holzleisten gerahmt. Die Suppendosen sind fast identisch, nur ihre Geschmacksrichtungen unterscheiden sich: Tomatensuppe, Hühnersuppe, Erbsensuppe – es sind genau 32 verschiedene Sorten und jedes Bild kostet 100 Dollar. Das ist alles. Die wenigen Besucher, die an diesem Julitag die Galerie betreten, sind verblüfft. Manche halten die Ausstellung für eine Frechheit, andere lachen und glauben an einen Scherz. Ein paar Häuser weiter hat ein anderer Galerist einen Stapel echte Suppendosen von



Campbell's Soup Can (Tomato), 1964
Synthetic polymer paint and silkscreen ink on canvas
36 × 24 inches

© 2015 The Andy Warhol Foundation for the Visual Arts, Inc./ Artists Rights Society (ARS), New York

Campbell's in sein Schaufenster gestellt und dazu ein Schild gemalt: »Hier kaufen Sie billiger – 60 Cent für drei Büchsen.«

Galerist Irving Blum findet nicht viele Käufer für die Suppendosen von Andy Warhol. Nach ein paar Wochen beschließt er deshalb, die komplette Serie selbst zu behalten, und holt sich die paar verkauften Bilder zurück. Dem Künstler zahlt er insgesamt 1000 Dollar.

35 Jahre später gehen die *Campbell's Soup Cans* für 15 Millionen Dollar an das *Museum of Modern Art* in New York.

Andy Warhol hat Fragen aufgeworfen, die noch heute, fast 30 Jahre nach seinem Tod, für Diskussionen sorgen. War er ein Genie? Ein Mann, der als Künstler und Filmemacher Grenzen überschritten hat? Oder war er nur ein gewiefter Blender, besessen von der Sucht nach Erfolg und gesegnet mit einem guten Instinkt für Vermarktung? Anders gefragt: War der Superstar Andy Warhol auch ein bedeutender Künstler? Und wenn ja, was hat er der Welt gegeben? Was steckt hinter seinen Bildern von Suppendosen, elektrischen Stühlen oder fröhlichen Blumen und was wollen seine über 100 Filme uns erzählen? Warhol selbst hat immer wieder behauptet, es gäbe nichts in seinem Werk zu entdecken, er habe keine Aussage und keine Botschaft. Doch wer sich auf Andy Warhols Arbeiten einlässt, merkt sehr schnell, dass das nicht stimmt. Denn die Aussage einer künstlerischen Arbeit ist losgelöst davon, ob und was der Künstler aussagen *möchte*.

Andy Warhol hat die Pop-Art nicht erfunden, aber er gilt heute als einer ihrer wichtigsten Vertreter. Warum gerade er? Was hatte Warhol einem Roy Lichtenstein oder einem Claes Oldenburg voraus? War es sein Geschäftssinn, bestand sein Ge-

heimnis in der kalkulierten Provokation und der cleveren Vermarktung? Und worin genau bestand seine kreative Leistung? Pop – das war in den 60er-Jahren auch ein Lebensgefühl, ein bestimmter Blick auf die Welt, eine Haltung, die kaum jemand so gut verinnerlicht hatte wie Andy Warhol.

Seit 1964 nannte Warhol sein Atelier *Factory*. Denn es war tatsächlich eine Art Fabrik, in der seine unterbezahlten Assistenten die heute weltberühmten Siebdrucke nach seinen Anweisungen fertigten, Kunstwerke, die Warhols Namen trugen. Sind diese Bilder »echte« Warhols? Wie weit entfernt von der Hand seines Schöpfers darf ein Kunstwerk entstehen, um noch als seine Arbeit gelten zu können? Anders als Rembrandt oder Michelangelo beschäftigte Warhol in seiner *Factory* keine Lehrlinge oder Schüler, sondern Künstlerpersönlichkeiten mit eigenem Potenzial. Häufig sprach er davon, eine Maschine sein zu wollen und dass seine Kunst genauso gut von jedem anderen hergestellt werden könnte, was doch überhaupt nicht der Fall war: Auch wenn viele Handgriffe von seinen Assistenten selbstständig ausgeführt wurden, war es Warhol, der die Idee hatte, der Motiv und Farbwahl bestimmte und bei vielen Bildern noch mit dem Pinsel Hand anlegte.

Warhols *Factory* war außerdem mehr als nur der Produktionsort von Kunst, die sich als mechanisch-seelenlose Serienproduktion tarnte. Die *Factory* steht für Dauerparty, Drogen, Sex und die Freude an frecher Selbstdarstellung. Sie war Warhols Ideenpool, seine emotionale Ladestation, seine Großfamilie im Dauerclinch und ein Experimentierfeld für Projekte, die sich heute wie Vorläufer zu TV-Formaten wie *Big Brother* oder *Next Topmodel* lesen. Für die Filmbranche hat Warhol wie ein Trendscout gewirkt, der jedoch 30 Jahre zu früh unterwegs war. Deshalb interessieren sich heute nur noch eingefleischte

Underground-Kinofans oder Medienwissenschaftler für seine Filme.

Manche Gräben, die Warhol mit seiner Kunst aufgerissen hat, sind heute längst zugeschüttet: Seine handwerkliche Professionalität als bildender Künstler steht außer Frage und eigentlich regt sich niemand mehr über seine Bilder auf. Im Gegenteil zählen sie heute zu den Klassikern der Pop-Art und erzielen bei Auktionen oft Höchstpreise im Millionenbereich. Trotzdem schwanken die Urteile über seine Arbeit bis heute zwischen großer Begeisterung und totalem Verriss. Als die Aachener Spielbank im Herbst 2014 zwei Warhol-Siebdrucke für 135 Millionen Dollar versteigern ließ, reichten die Kommentare vom entsetzten Aufschrei über den »Kulturverlust« bis zum gleichgültigen Achselzucken.

Andy Warhol ist in der modernen Welt präsent wie kaum ein anderer Künstler. Er hat Ikonen der US-amerikanischen Geschichte und ihres Alltags geschaffen, die ins kollektive Gedächtnis der Menschen eingegangen sind. Auch wer niemals einen Film mit Marilyn Monroe gesehen hat, kennt ihr Gesicht als Pop-Version von Andy Warhol, sei es auf Postern, Tassen oder T-Shirts. Smartphones verfügen heute über Apps, mit denen man Fotos auf »Warhol-Manier« verfremden kann. Außerdem ist sein spezieller Serienstil – dasselbe Motiv wird in verschiedenen Farbvarianten nebeneinander montiert – auf der ganzen Welt im Kunstunterricht beliebt, von der Grund- bis zur Hochschule.

Der Mensch Andy Warhol hingegen tritt hinter seinen Ikonen immer weiter zurück, was schade ist, denn die Urteile

über ihn werden auf diese Weise nicht mehr hinterfragt, sondern lediglich durch ermüdende Wiederholung zementiert. Die einen sehen in ihm einen mutigen Vorkämpfer der Schwulenbewegung, eine Symbolfigur für eine selbstbewusste homosexuelle Identität. Die anderen halten ihn für einen krankhaften Egomanen, der seine engsten Freunde und Mitarbeiter gedemütigt und manche von ihnen seelisch zerstört habe. In beidem steckt Wahrheit, aber Andy Warhols Persönlichkeit hatte noch viel mehr Facetten.

Drei Sehnsüchte trieben ihn von Kindheit an: Er wollte schön, reich und berühmt sein. Nur dann, das schien er zu glauben, würde er auch geliebt werden.

Um sich seinen eigenen Wünschen und Ängsten nicht stellen zu müssen, suchte er Menschen, die dasselbe wollten wie er, und beobachtete sie – vor allem beim Scheitern. Wie ein Insektenforscher filmte er seine »Superstars« und hat damit, viele Jahre bevor die ersten Casting-Shows auf Sendung gingen, den Abgrund ausgelotet, der Menschen verschlingt, wenn sie um jeden Preis schön, reich und berühmt sein wollen.

Bin ich schön?, fragte sich Andy Warhol jeden Tag. Bin ich attraktiv, erotisch, ansprechend? Gefalle ich den Menschen – gefalle ich mir selbst? Kaum ein Künstler hat so unter seinem Aussehen gelitten wie Andy Warhol – und sich doch selbst immer wieder porträtiert. Schließlich hat er entdeckt, wie er den Mechanismus »Nur wer schön ist, kann ein Star sein« austricksen konnte, indem er ihn einfach umdrehte: Wer ein Star ist, ist auch schön. Andy Warhols Siebdruckporträts machten jeden zum Star. Jeden, der es sich leisten konnte, dafür 25.000 Dollar zu zahlen.

In Zukunft wird jeder Mensch 15 Minuten lang berühmt sein, sagte Warhol 1968 – und längst hat das Internet diesen

Satz wahr gemacht. Hätte Warhol online gehen können, wäre er Social-Media-süchtig gewesen, hätte permanent gebloggt und getwittert. Und vielleicht hätte ihn das animiert, sich häufiger zu aktuellen politischen, kulturellen oder sozialen Entwicklungen in den USA zu äußern. Denn es ist zwar so, dass Warhol die Stimmung in seinem Heimatland genau wahrgenommen hat, und viele seiner Arbeiten spiegeln das auch wider, jedoch gibt es kaum politische Statements von ihm.

Die Amerikaner lieben Selfmade-Millionäre, und Warhol verkörpert den »American Dream« auf perfekte Weise. Sein Haus stand in der feinen Upper East Side, wo er von den Reichen und Berühmten nicht nur akzeptiert, sondern auch als Kultfigur umworben wurde. Aber er war auch ein Bürger-schreck, der sie mit provozierendem Verhalten und gezielt irreführenden Aussagen abstieß. Es ist schwierig, den Gedanken-gängen eines Mannes zu folgen, der alles darangesetzt hat, das, was in ihm vorging, zu verbergen.

Dass es vielen Menschen heute so schwerfällt, Andy Warhol als Künstler und Filmemacher ernst zu nehmen, hat mit diesen Widersprüchen zu tun. Wer Warhol verstehen möchte, muss daher bereit sein, auch hinter die grell-bunte Fassade zu blicken.

1.

Hunkie-Boy¹

1928–1942

Andy Warhol hat über seine Herkunft viele haarsträubende Dinge erzählt. Jedem, der ihn danach fragte, tischte er eine andere Geschichte auf, darunter so dramatische wie diese: Seine Mutter habe ihn inmitten einer Feuersbrunst ganz allein zur Welt gebracht. Er habe ständig unter seinen bösen großen Brüdern gelitten. Seinen Vater habe er fast nie gesehen und seine Mutter sei immer krank gewesen. Nichts davon stimmt, auch wenn in der einen oder anderen Anekdote ein Funken Wahrheit steckt.

Andy Warhol schämte sich seiner Herkunft, und je berühmter er wurde, desto weniger konnte er zu ihr stehen. Wahr ist: Er stammte aus einer Familie von *hunkies*. So nannten die Amerikaner vor 100 Jahren Arbeiter, die aus Osteuropa in die USA eingewandert waren, Menschen aus Ungarn, Polen und anderen slavischen Ländern. Arme Leute, die kaum Englisch sprachen und am Rand der Gesellschaft lebten.

Warhols Vater hieß Ondrej Warhola und war Ruthene – heute sagt man Russine. Er kam aus dem kleinen Ort Miková im Nordosten der heutigen Slowakei, im Grenzgebiet zu Russland und Polen. Damals gehörte der Ort noch zur K.-u.-K.-Monarchie Österreich-Ungarn, wo das Leben zu Beginn des 20. Jahrhun-

derts äußerst hart war, besonders für Bauern wie Ondrej. Wie viele andere schiffte er sich etwa 1907 nach Übersee ein und suchte sein Glück in den USA. Zwei Jahre schuftete der ehrgeizige und ernste Mann in einem Bergwerk von Pittsburgh, dann kehrte er zurück in die Heimat, um sich eine Braut auszusuchen. Seine Wahl fiel auf die fröhliche Julia Zavacky. Sie hatte 15 Geschwister und war an harte Arbeit gewöhnt. Als Ondrej Warhola 1912 die Einberufung zum Militär drohte, wanderte er endgültig in die USA aus. Julia ließ er auf dem Hof seiner Eltern zurück und versprach, sie so bald wie möglich nachkommen zu lassen. Doch erst neun Jahre später konnte Julia ihrem Mann nach Pittsburgh folgen. Da hatte sie bereits ihr erstes Kind verloren, weil sie auf dem Feld arbeiten musste und sich nicht um das kranke Baby kümmern durfte. In Pittsburgh kam 1922 ihr Sohn Paul zur Welt, drei Jahre später John und am 6. August 1928 wurde Andrew Warhola geboren, der sich später Andy Warhol nennen sollte.

Die Welt, in der Andy Warhol aufwächst, wird von Kohle und Stahl regiert. In den 20er- und 30er-Jahren des vorigen Jahrhunderts ist Pittsburgh im Staat Pennsylvania mit seinen 300.000 Einwohnern *das* Zentrum nordamerikanischer Schwerindustrie. Die Stadt gleicht einer Höllenwerkstatt: Pausenlos donnert und kracht es, und aus den 140 Kohlegruben und 60 Eisengießereien quillt schwarzer Rauch, weshalb die Autos auch am Tag mit eingeschalteten Scheinwerfern fahren. Nachts färben die aus den Stahlwerken schießenden Feuerbälle den Himmel rot und grün. Tausende Arbeiter gehen Tag für Tag in die Fabriken und schleppen sich rußverklebt am Abend zurück zu ihren Familien. Sie leben in kleinen Häuschen, Baracken oder elenden Hütten in der Innenstadt.

Am Rande von Pittsburgh, weit genug entfernt vom lärmenden Gebrüll der Maschinen, leben die wohlhabenden Bürger, darunter die Familien Carnegie, Frick, Heinz, Mellon und Westinghouse. Sie sind die Besitzer der Fabriken, der Minen und Gruben.

In den USA gibt es in diesen Jahren schon über 20.000 Millionäre, was die Amerikaner mit Stolz erfüllt. Denn sie glauben nicht nur daran, dass das Schicksal eines Menschen vorherbestimmt ist, sondern auch, dass wirtschaftlicher Erfolg ein Beweis für das Wohlwollen Gottes ist. Diese Vorstellungen sind ein Erbe der Puritaner, die 1620 auf der *Mayflower* von England her ins Land kamen, und sie werden zur Grundlage des amerikanischen Kapitalismus. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg bildet sich in den USA die erste Massenkonsumgesellschaft heraus: Radios, Waschmaschinen und Kinobesuche sind jetzt für breite Teile der Bevölkerung erschwinglich und 1925 läuft das 15-millionste *Model T* vom Fließband, ein von Henry Ford entwickeltes Auto, das eigens für den Durchschnittsamerikaner gebaut wurde.

Die Warholas sind jedoch zu arm, um sich ein Auto oder ein Haushaltsgerät zu kaufen. *Hunkies* stehen außerdem weit unten in der gesellschaftlichen Rangordnung, nur Schwarze sind noch schlechter angesehen. Doch Ondrej Warhola ist ein großer, kräftiger Mann, stur und zielstrebig. Mehr als alles andere auf der Welt will er seine Familie aus dem Elend führen und sucht sich einen Job im Straßenbau, wo er mehr verdient als im Bergwerk, auch wenn er dafür oft wochenlang von zu Hause fort ist. Er spart eisern, verzichtet auf Alkohol, lehnt das Glücksspiel ab und folgt strenger Disziplin. So liest er jeden Tag amerikanische Zeitungen, um sein Englisch zu verbessern.